Editorial

Frank Ettrich

Das vorliegende offene Heft versammelt fünf Beiträge aus der gegenwärtigen soziologischen Forschung, die in unterschiedlicher Weise den Charakter des Faches als einer theoretisch angeleiteten, empirisch kontrollierten Erfahrungswissenschaft repräsentieren. Die Beiträge entstammen der Geschlechterforschung, Arbeits- und Industriosociologie, Wirtschaftssoziologie, Eliteforschung und der vergleichenden Kulturforschung.

Noch immer gilt für den deutschen Ausbildungs- und Arbeitsmarkt, dass der Frauenanteil bei Berufen wie dem des medizinischen oder zahnmedizinischen Fachangestellten bei etwa 99 % liegt und in Ausbildungsberufen wie dem der Metallbauerin oder der Anlagenmechanikerin nahezu 100 % Männer zu finden sind. Was erklärt die große Persistenz der Geschlechtersegregation bei der Berufswahl? Und was konstituiert „typische Frauenberufe“? Das Thema ist in aller Munde, ohne dass sich wirklich von einer gesicherten empirischen Forschungslage für die Antworten sprechen lässt, die nahezu täglich in den Medien auf diese und ähnliche Fragen gegeben werden. Auf der Basis der Daten des SOEP-Jugendfragebogens 2000–2010 testet Anne Busch in ihrem Beitrag für die Untersuchungspopulation der Berufseinsteiger mit mittlerer beruflicher Ausbildung angebotsseitige Theorien (Humankapital- und Sozialisierungstheorien) auf ihren Erklärungswert für das Vorliegen (individueller) geschlechtstypischer beruflicher Präferenzen, die in Form der Arbeits- und Berufswerte gemessen werden. Die Autorin kann zeigen, dass die Berufswerte insgesamt auch für ihre Untersuchungspopulation wenig zur Erklärung der beruflichen Geschlechtersegregation beitragen, bestimmte Teilfaktoren aber schon. Von den berücksichtigten Berufswerten kommt den sozialen Präferenzen der höchste Erklärungswert für das unterschiedliche Entscheidungsverhalten von Frauen und Männern in der Einstiegsphase zu ihrem Berufsleben zu. Frauen messen sozialen Arbeitsinhalten und sozialen Kontakten im Berufsalltag einen nachweislich höheren Stellenwert für Berufsentscheidungen zu und erwarten die Realisierung dieser Berufswerte stärker in Berufen mit einem hohen Frauenanteil. Dies spricht für sozialisationstheoretische Ansätze, die die Ausprägung beruflicher Prädispositionen hauptsächlich in der vorberuflichen familialen Erziehung und Erfahrungsbildung verorten. Busch diskutiert ihre differenzierten Befunde hierzu im Sinne von Indikatoren für eine intergenerationale Transmission, ohne sich beim gegenwärtigen Forschungsstand auf die erklärenden Mechanismen für die

damit bezeichneten vielfältigen Prozesse der Ausprägung von Geschlechterrollen festzulegen. Die Autorin betont, dass insbesondere Charakteristika der Organisationskontexte beruflicher Tätigkeiten zur Erklärung beruflicher Geschlechtersegregation herangezogen werden müssen.

Liest sich Anne Buschs Aufsatz wie ein strukturanalytisches Korrelat zu Doing Gender – Studien über Geschlechterdifferenzierung –, so unterbreiten Daniela Schiek und Birgit Apitzsch der deutschen Arbeits- und Berufssoziologie unter dem Stichwort Doing Work den Vorschlag, die vorherrschende strukturanalytische Perspektive durch ethnomethodologisch inspirierte Untersuchungen über unmittelbare Tätigkeitsvollzüge zu ergänzen. Auf der Basis von Interviewmaterial vergleichen die Autorinnen in ihrer explorativen Studie zwei Gruppen „atypischer“ Beschäftigter, die in den Debatten über die Flexibilisierung der Arbeitsmärkte häufig als Extrempole angesehen werden: „Prekärer“ und „Kreativer“. Stehen prekär Beschäftigte in Leiharbeits- und geringfügigen Beschäftigungsverhältnissen eher für die „Verlierer“ der Arbeitsmarktflexibilisierung, so erscheinen die flexiblen Projektbeschäftigten in der Kultur- und Kreativwirtschaft oft als „Gewinner“, die die Risiken ihrer atypischen Beschäftigung aufgrund des Mehr an Realisierung individueller Subjektivierungsansprüche freiwillig auf sich nehmen. Schiek und Apitzsch dokumentieren anhand von sechs Fällen aus jedem ihrer beiden Samples, dass die Deutungsprozesse der eigenen Tätigkeit in beiden Beschäftigungsgruppen überraschende Ähnlichkeiten aufweisen. Dabei fokussiert sich die Rekonstruktion des Doing-Work-Geschehens auf die Dimensionen „Abgrenzung nach unten“, „Reputation der Branche“, „Rolle im Produktionsprozess“ und „Deutung der Qualifikationsanforderungen“.

Martin Schröders Fallstudie über ein globales Wirtschaftsunternehmen mit mehr als 50.000 Arbeitnehmern an über 60 Standorten, davon noch immer 30.000 an über zehn Standorten in Deutschland, belegt eindrücklich, wie heute in der Sphäre der industriellen Beziehungen globalisierungsgestützte betriebswirtschaftliche Kalküle und Mechanismen der Moralisierung von Interessenkonflikten kollidieren können. Aus der Entscheidung des Unternehmensvorstandes, einen gewinnbringenden deutschen Standort aus betriebswirtschaftlichen Ersparniserwägungen zu schließen und die Produktion ins Ausland zu verlagern, entwickelt sich eine Konfliktspirale, die der Autor sequenziell-prozessanalytisch als Abfolge von „Gewissensmobilisierung“ auf der Mikroebene, „Belegschaftsmobilisierung“ auf der organisationalen Mesoebene und „Öffentlichkeitsmobilisierung“ auf der gesellschaftlichen Makroebene rekonstruiert und als Mechanismen der moralischen Einflussnahme auf wirtschaftliches Handeln verstanden wissen will. Schröders Beitrag veranschaulicht plastisch ein zentrales Argument der neueren Wirtschaftssoziologie: die „Einbettung“ wirtschaftlichen Handelns und deren Gestaltwandel in Zeiten globalisierter Märkte.

Obwohl es sicherlich keinen Mangel an Elitestudien gibt, gehören Untersuchungen zu Professionalisierungstendenzen auf der Ebene lokaler politisch-administrativer Eliten zu den Desiderata der Eliteforschung. Tobias Jaeck, Katrin Harm und Jens Aderhold gehen in ihrer Studie bestimmten Aspekten des komplexen Professionalisierungsgeschehens auf der Ebene lokaler Eliten in einem Ost-West-Vergleich nach, wobei sie annehmen, dass in den ostdeutschen Kommunen mit ihrem nahezu ausschließlich ostdeutschen Entscheidungspersonal „Professionalisierungsprozesse westdeutscher Prägung kreativ und zügig implementiert wurden“. Neben den Dimensionen der parteienstaatlichen Sozia-

lisation, der Parlamentarisierung der Arbeitsweisen und der individuellen Verberuflichung des kommunalen Mandats untersuchen die Autoren auch, ob sich bei den ost- und westdeutschen lokalen Eliten die Ausprägung eines gemeinsamen Elitebewusstseins und Eliteempfindens nachweisen lässt. Ungeachtet der Differenziertheit einer Vielzahl ihrer Befunde gehen Jaeck, Harm und Aderhold insgesamt davon aus, dass sich von einer „horizontalen Konvergenz der Eliten zwischen Ost und West“ sprechen lässt. Karrierewege, Professionalisierungsmuster, Selbstverständnis, Wertorientierungen und politische Einstellungsmuster der kommunalen Eliten in den ostdeutschen Befragungsgebieten (Halle, Dessau-Roßlau, Saalekreis) haben sich denen der westdeutschen (Köln, Jülich, Oberbergischer Kreis) weitestgehend angeglichen.

„Kultur“ war schon lange vor dem „cultural turn“ in den Geistes- und Sozialwissenschaften kein Thema, für das die Soziologie irgendwie geartete Exklusivrechte beanspruchen konnte. Was die soziologische Perspektive auszeichnet, ist die letztlich Unhintergebarkeit des Problems der empirischen Umsetzbarkeit theoretischer Vorschläge und Ansätze der Kulturanalyse. Christian Seipel und Susanne Rippl unternehmen mit ihrem Überblicksaufsatz den durchaus riskanten Versuch, für das Forschungsfeld des Kulturvergleichs die grundlegenden methodologischen, methodischen und auch forschungspraktischen Probleme und Konfliktlinien zu benennen und auf mögliche Konvergenzen differierender Standpunkte hin zu befragen. Die Autoren sehen die kulturvergleichende soziologische Forschung von zwei sehr unterschiedlichen Grundpositionen geprägt, die sie mit den seit Heinrich Rickert und Max Weber eingeführten Termini als ideographisch und nomothetisch orientierte Forschungsstrategien zusammenfassen. Ging es um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert um das Eigenrecht und die spezifische Leistungsfähigkeit nomothetischer und ideographischer Begriffsbildungsstrategien, so wollen Seipel und Rippl mit ihrer Unterscheidung die Differenz von erklärenden, primär quantitativ arbeitenden und variablenorientierten Ansätzen einerseits sowie verstehenden, primär qualitativ und fallorientiert arbeitenden typisierenden Ansätzen andererseits im Forschungsfeld des Kulturvergleichs bezeichnet wissen. Die Autoren diskutieren die immanenten Probleme, die Unterschiede und Gemeinsamkeiten der beiden Lager am Leitfaden der zentralen Fragen kulturvergleichender Forschung: dem Problem der theoretischen und forschungspraktischen Abgrenzung von Kultur, dem Problem der (In-)Kommensurabilität oder (Un-)Vergleichbarkeit von Kulturen und den Problemen der Nostrifizierung, d. h. des Fremdverstehens und Fremderklärens anderer Kulturen.

Den Abschluss des vorliegenden Heftes bildet ein Review-Essay von Thorsten Peetz, der die neuere wirtschaftssoziologische Literatur danach befragt, ob und inwieweit die neue Wirtschaftssoziologie ihren jüngst erhobenen Anspruch, als soziologische Gesellschaftstheorie fungieren zu können, einzulösen vermag.

Zum Abschluss kommen wir der traurigen Pflicht nach, auf den unschätzbaren Verlust zweier großer Kollegen unserer Zunft wenigstens hinzuweisen. Die deutsche Soziologie hat im Abstand von nur einem Tag zwei ihrer herausragenden Vertreter verloren: Am 17. Mai starb der Nestor der Industriosozilogie und Ostdeutschlandforschung Burkart Lutz im Alter von 87 Jahren; am 18. Mai starb im Alter von 66 Jahren der Gewaltforscher Trutz von Trotha.